



Kinderspeisung

Im Dorf hören wir, daß die Amerikaner in der Stadt zu Weihnachten – es müßte 1919 gewesen sein – eine Kinderbescherung auf dem Clemensplatz gemacht haben. Ein riesiger Christbaum mit elektrischen Lichtern sei dagewesen, es gab Zuckerzeug und Spielsachen, aber keine nützlichen Dinge, die man so dringend benötigt: Wäsche, Wollzeug, Kleidung. Das hat ein Jahr später ein einzelner Sergeant auf seine Kosten gemacht, und anschließend wird das von den Quäkern übernommen.

Aber auch die Kinderspeisung muß ich erwähnen, eine wirklich gute Sache. Wir auf'm Land hören nur davon, spüren tun wir nichts. Dafür laufen wir über die Horchheimer Brücke zum Oberwerth und lungern um die Feldküchen herum, die etwa dort standen, wo heute die Südbrücke und das Stadion sich befinden. Da sind richtige Zeltstädte der Amerikaner entstanden. Wenn der Koch mit langem Löffelsieb in der gut duftenden Brühe fischt, dann laufen wir schnell hin und bekommen das noch heiße Fleisch in die bloßen Hände. Da muß man blasen und das so ergatterte Stück von einer in die andere Hand legen.

Wir beneiden die Jungens, meist aus der Vorstadt stammend, die die Zelte säubern dürfen. Die haben einen festen Job, bei denen kann man schon mal ein Päckchen Tabak erwischen oder paar Rasierklingen, so zum „Kotzele“. Im April 1919 – inzwischen bin ich bald acht Jahre alt und schon ein wenig „gerieben“ – darf ich drei oder vier Tage helfen, die Zelte zu kehren. Ganz stolz, wie ein Alter, schwenke ich den für uns fremdländischen Piasave-Besen. Zu tun gibts genug, denn die Amerikaner feiern, wenn auch nachträglich, Karneval, und das ist für die wieder „fremdländisch“ – in dieser Riesenzeltstadt. Wenn ich frage, warum sie denn in Zelten leben und nicht in Häusern, deuten sie mir durch Juckbewegungen und Kratzen an, daß es in Häusern Ungeziefer gäbe. Ich muß laut lachen, als ich die verblüfften Gesichter sehe. Erst viel später erfahre ich, daß in den Jahren 1918 bis 1927 etwa zwölfhundert Amerikaner Koblenzer Mädchen geheiratet haben.

Es gibt, wie in jeder Armee, gute und böse Leute. Da bekommt Fritz Stoll aus Horchheim, der in der Zeltstadt ein- und ausgeht und um einige Jahre älter als ich ist, von einem gutmütigen Rauheben ein Kinderfahrrad geschenkt. Fritz fährt es

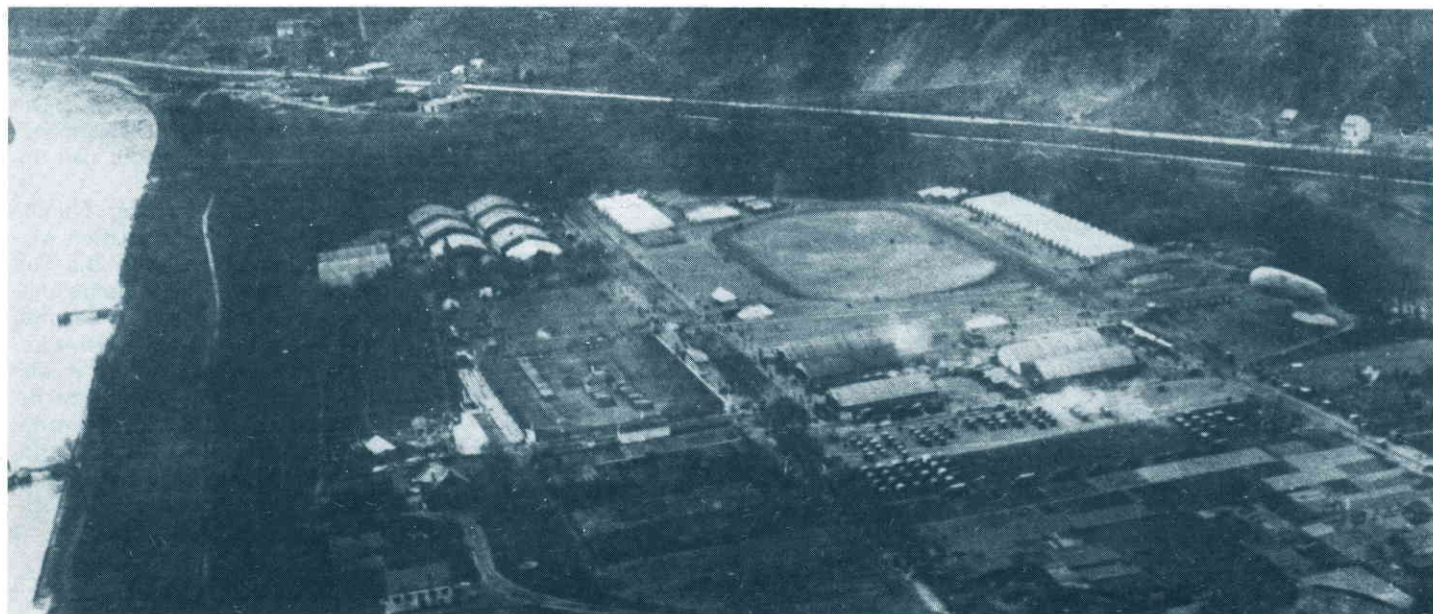
zu Schande, dann hat mein Vater es ihm abgekauft. Leye Pitter, inzwischen schon ein versierter Fahrradmechnaiker, richtet es wieder her. Es ist wie neu, als es Weihnachten 1920 unter dem Weihnachtsbaum steht, an der Lenkstange „en Hän-gel Fleischwuhrsch“ von Metzger Puth, weil ich die so gern esse. Eine große Überraschung, denn ich wußte von nichts, obwohl wir mit Familie Ley zu dieser Zeit in einem Hause wohnten. Mancher Horchheimer Junge hat auf meinem „Rädche“ das Radfahren gelernt. Später sagte Leye Pitter immer zu mir: „Ewald, dau wors meine ierschte Kunde!“

Romeo und Julia

„His master's voice“! Wer kennt sie nicht, „die Stimme seines Herrn“? Damals war das obige Emblem so bekannt wie „Welt-hölzer“, „Camel“ und heute „Coca-Cola“. Das Emblem verbindet mich mit einem Jugenderlebnis, das ich in meinen Erinnerungen nicht einfach streichen kann. Dieses Erlebnis geht mir bis heute noch nach. Als Zehnjähriger hat man zuweilen ein tieferes Empfinden als in späteren Jahren. Heute habe ich einen Titel dafür: „ROMEO UND JULIA in Horchheim“.

Öfter bin ich bei meinem Schulkameraden Alfons zu Hause, denn die haben ein Grammophon, so zum Aufziehen und mit Trichter. Fast alle Schallplatten haben als Markenzeichen den Fox, der den Kopf etwas schräg stellt und dicht am Trichter hört – das finde ich sehr lustig, denn er glaubt ja, die Stimme seines Herrn zu hören. An das Grammophon darf der Alfons nicht ran, und ich natürlich auch nicht. Wir müssen immer warten, bis Mutter Rosa oder sonst ein Erwachsener kommt, dann erst dürfen wir Platten hören. Da aber Mutter Rosa meist abends spät nach Hause kommt, warten wir auf Rosa's Schwester, deren Namen ich vergessen habe. Es ist ein hübsches Mädchen, schwarzhäutig, große dunkle Augen und Wangen so rot wie reife Äpfel. Für mich eine Märchenprinzessin! Dabei ist sie so lustig, lacht so gerne und ist rundherum so ganz sauber, stets mit weißen Krägelchen auf den Blusen.

Aber sie ist nie allein, immer ist „ihr“ Amerikaner dabei, ebenso sauber und



nett. Wenn beide Hand in Hand auf dem Sofa sitzen und auch Platten hören, dann ist es ein Bild der Eintracht und des Glücks. So glücklich möchte ich später auch mal sein, denke ich dann immer. Ich hab beide immer nur angeschaut, beinahe andächtig. Immer wieder hören sie sich die Caruso-Platten an, vor allem aber „Ach wie so trügerisch...“, auf italienisch gesungen. Eines Tages vermisste ich die beiden. Es vergehen Tage – dann frage ich, warum sie nicht mehr kommen. Schweigen, weiter nichts. Nachdem ich weiter bohre und frage, sagt Mutter Rosa: „Sie haben sich umgebracht, oben im Wald, Gift. Warum? Wir wissen's nicht.“

Zwerg oder Rumpelstilzchen?

A propos Grammophon: Mir fällt gerade ein, da war noch so eine Sache, und zwar meine erste Begegnung mit der großen Kunst als Knabe von 5 Jahren (1917):

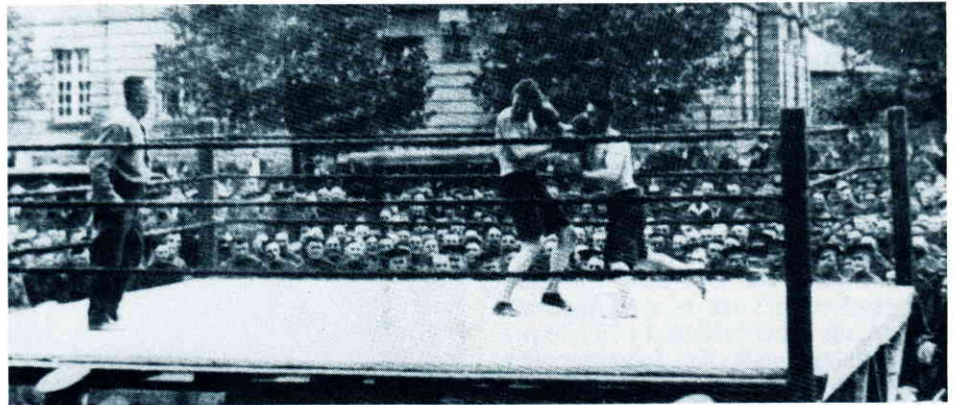
Es ist spät im Jahr, die Tage sind kürzer geworden – die Abende länger. Die Nachbarn besuchen sich gegenseitig, um sich miteinander zu unterhalten. Oft darf ich dabei sein. Die Rede geht fast immer und nur noch über die Soldaten, die „draußen“ sind, und wann man das letzte Lebenszeichen von diesem oder jenem gehört hat. Ich höre die Worte Gefangenschaft und auch Lazarett – und manchmal auch das Wort Front-Urlaub. Bei diesem Wort erhellen sich auch die Gesichter wieder.

Eines Abends sagt meine Oma, für mich ist sie die „Uhma“, zu mir: „Komm Jung, geh mit bei die Zäh's (gemeint ist die Familie Zehe in der Kirchstraße), die hann e Grammophon!“ Freundlich werden wir empfangen, und die Uhma sagt: „Ich hann dä Klein hei metgebraacht, dä well Euere Grammophon emol hier!“ Man hat nichts dagegen, ich setze mich brav in die Ecke und starre auf das Grammophon, das man mir zeigt. Es ist ein kleiner brauner Kasten, etwas höher als eine Zigarrenkiste, und oben drauf ein großer Trichter, grün mit goldenem Rand. Mit einer kleinen Kurbel, die an der Seite liegt und immer wieder hausgenommen wird, dreht Frau Zehe wie an einer Drehorgel.

Hinterher dreht sich eine kleine schwarze Scheibe, etwas Blankes wird draufgesetzt, und dann hört man eine ganz helle, grelle – fast schreiende –, ja „krächzende“ Stimme, leicht verzerrt und schwankend. Dabei ertönt Musik wie von einer Drehorgel. Die Melodie ist sehr schnell: „Trink mer noch e Dröppche, trink mer noch e Dröppche aus dem kleine Henkelsdöppche... Oh Susanna, wie ist das Leben doch so schön...“

Mein Gott, das war ja wie ein Wunder! Jaja, das Leben war schön. Die Stimme in dem Kasten, die hat recht, für mich war's schön, das Leben... Musik aus so 'ner kleinen Kiste...!? Immer wieder möchte ich die Platte hören, die ist ja so lustig. Nein, ist das ein herrlicher Gesang! Nur – ich kann nicht heraushören, ob's ein Mann ist oder eine Frau. Keiner kann mir das sagen. Aber ich weiß – in meiner Fantasie weiß ich es: Es ist ein Zwerg – in so einem kleinen Kästchen, es kann ja gar nicht anders sein – oder vielleicht doch das Rumpelstilzchen....?

HEIN HEESER -- Meister aller Klassen?



Auf dem Clemensplatz in Koblenz werden öffentlich Boxkämpfe ausgetragen. Dazu ist ein richtiger Boxring aufgebaut. Das muß ich natürlich sehen. Kein Problem, mit der „Lektrisch“ vom Römerplatz zur Festhalle. Jedesmal ein kleines Abenteuer für mich, den Jung „vom Land“, denn Horchheim gehörte noch lange nicht zur Stadt Koblenz, ist noch nicht – wie man so schön sagt – „eingemeindet“. Am linken Armgelenk trage ich ein „Kraftband“, da schiebe ich immer den gerollten Fahrschein rein. Das Abenteuer beginnt schon, wenn ich keinen habe, und der Schaffner nicht gerufen hat: „Noch jemand ohne Fahrschein?!“ Dann ist's auch gar nicht so aufregend für mich. Aber die Kämpfe unter den US-Soldaten bringen mein Blut in Wallung – noch schöner, wenn sich einer aus dem Publikum meldet, um auch zu boxen. Und siehe da, da klettert doch so ein Schängel durch die Seile, wird gleich an Ort und Stelle umgezogen und boxt jeden, der ihm vor die Fäuste kommt. Es ist Heesersch Hein!

Den nehmen die Amerikaner sogleich unter ihre Fittiche. Ich weiß nur nicht mehr, ob „Mittel“- oder „Bantam“-Gewicht. Darum sagen wir immer: Heesersch Hein, Meister aller Klassen! So nach und nach hat er auch alle, die zu ihm in den Ring steigen, geschlagen. Ich bekomme ein Autogramm von ihm und weiß auch, wo er wohnt. Später hat mein Vater ihm mal einen Anzug gemacht, und ich muß dann noch hinter den „Piepen“ herlaufen – in der Schulgaß bei Hartmanns Philipp („Good, billig von vill“) unterm Dach stöbere ich ihn auf. Ich zeige ihm die Rechnung – den Rasierschaum hat er noch im Gesicht, gestreiftes Trikot an und ein beiges amerikanisches Handtuch um den Hals geschlungen –, da sagt er auf hochdeutsches Kowelenzerisch: „Wat – Rechnung – i c h ? Für wat? Ahnzuch – ? Ach suu – awer dat macht meine Mannaascher!“ Tür zu, Ende!

Nun, in der Stadt höre ich von all den Streichen und Albernheiten, die die amerikanischen Soldaten so drauf haben. In

der Clemensstraße werfen sie 30 Aschen-eimer um, gefüllte, versteht sich, ritzen Schaufenster mit Diamanten an, ziehen Notbremsen, schlagen Feuermelder ein, sitzen auf den Puffern von fahrenden Straßenbahnwagen.... so könnte man sich dranhaken. A propos Straßenbahnwagen: Da steigt doch einmal so ein richtiger alter „Kowelenzer Schoppstecher“, mit weinroter Nase, sonntagsabends in die Straßenbahn ein und fällt auf dem Hinterperron in seinem weinduseligen Kopf ausgerechnet einem Amerikaner in die Arme. Der meint gutmütig: „Oh – nix gutt, viel Konjäk – old Man!“ – Antwort: „Jojo – vur lauter Ärjer, wäje Euch Kadette; dat dä ahl Clom... Clombumbus grad Euch och noch entdecke mooßt...!“ Der Amerikaner: „Oh yes, o yes!“ Der Schoppenstecher: „Nix Käs – nix Käs, dat es wahr!“ ●

Ewald Fischbach

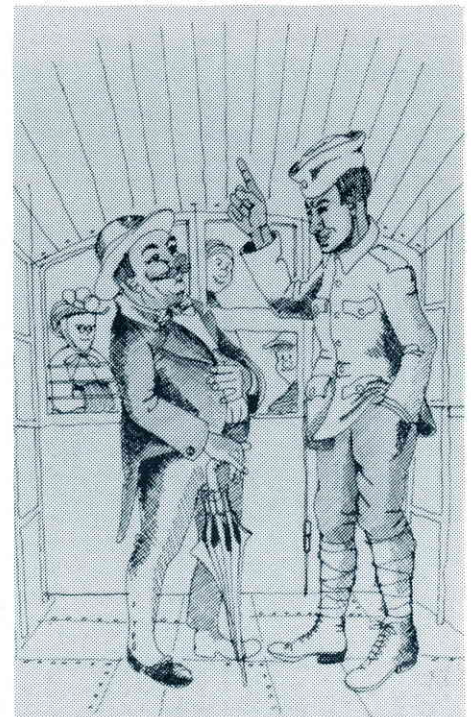


Illustration: Karl-Erik Richards